

## Die Historizität der Historie: Zur Geschichte des Unvordenklichen

Achim Landwehr

### 1. Ort der Geschichte

((1)) „Warum beunruhigt es uns, daß Don Quijote der Leser des *Quijote* ist und Hamlet Zuschauer des *Hamlet*? Ich glaube, den Grund gefunden zu haben: Solche Spiegelungen legen die Vermutung nahe, daß, sofern die Charaktere einer Fiktion auch Leser oder Zuschauer sein können, wir, ihre Leser oder Zuschauer, fiktiv sein können. 1833 bemerkte Carlyle, daß die Weltgeschichte ein unendliches heiliges Buch ist, das alle Menschen schreiben und lesen und zu verstehen trachten und in dem auch sie ihrerseits aufgeschrieben werden.“<sup>1</sup>

((2)) Dass Jorge Luis Borges seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einer Standardreferenz in theoretischen Diskussionen unterschiedlicher Couleur wurde, ist alles andere als ein Zufall. Es gelingt ihm immer wieder, Gewohnheiten durcheinander zu bringen und – wie er hier selbst sagt – Beunruhigungen auszulösen. Dieses Zitat kam mir wieder in den Sinn, nachdem ich Jörn Rüsen's Ausführungen zur Historik gelesen hatte. Diese Ausführungen, und ich meine das in keiner Weise anbiedernd, sind in beeindruckender Weise konzise und konzentriert. Sie weisen eine so hohe Verdichtung geschichtstheoretischer und geschichtsphilosophischer Überlegungen auf, dass ich notgedrungen vieles links liegen lassen muss. Das fällt einerseits weniger schwer, weil ich mit vielem einverstanden bin, und ist andererseits notwendig, weil ich fürchte, dass ein angemessener Kommentar von meiner Seite weniger konzentriert zu Werke ginge und daher den Umfang des Originals übertreffen würde. Und das möchte ich niemandem zumuten.

((3)) Kürze ist also durch die Kunst des Weglassens zu erreichen. Ich möchte mich daher auf einen Aspekt konzentrieren, der in Rüsen's Ausführungen eine prominente Rolle spielt und den man als die Frage nach dem Ort der Geschichte fassen könnte. Dabei geht es mir tatsächlich um das Wo, um die Situierung der Geschichte im Verhältnis zu einer spezifischen kulturellen Konstellation sowie um die sich daran anschließenden Fragen nach dem Sinn, den man

dieser Geschichte zuschreibt (oder von ihr erwartet), sowie der Wirkmächtigkeit, die von ihr ausgeht.

((4)) Borges offeriert uns mit dem Hinweis auf die Selbstreferentialität von Medien und Darstellungsformen eine zunächst irritierende Perspektive, weil sie impliziert, dass es kein Außen gibt, auf das man sich beziehen könnte. Aber ist das tatsächlich so? Sollte man ernsthaft darüber nachsinnen, dass es möglicherweise keinen externen Referenzpunkt gibt, keinen Bezug zu einer Realität, die dem Menschen als Gegenüber entgegentritt? Sollte ich mit dem Borges-Zitat etwa die Vermutung nahelegen wollen, es gebe eigentlich keinen Unterschied zwischen historischer Faktizität und literarischer Fiktionalität?

((5)) Lassen wir die ganz großen Fragen zunächst beiseite und konzentrieren uns auf das – immer noch ausreichend große – Problem der Geschichtsschreibung: Auf welche äußere Realität sollte sie sich beziehen können? Wo ist der Ort der Geschichte, von der ihre Beschreibung handelt? Eines ist klar, ‚die Vergangenheit‘ kann es nicht sein, denn diese ist schließlich vergangen.<sup>2</sup> Worauf man sich beziehen kann, ist das historische Material, das aus der Vergangenheit überliefert ist und uns gegenwärtig zur Verfügung steht. Insofern haben wir also höchstens eine gegenwärtige Vergangenheit zur Verfügung, aber auch das nur in Form medial vermittelter Darstellungen vergangener Ereignisse. Geschichtswissenschaft ist daher in einem unhintergehbaren Sinn eine Gegenwartswissenschaft (und gerade keine Vergangenheitswissenschaft), nicht nur, weil sie Fragen aus der Gegenwart heraus stellt, sondern weil sie diese Fragen auch nur in einer Gegenwart und für eine Gegenwart behandeln kann.

### 2. Wissenschaftlichkeit

((6)) Geschichtsschreibung in dieser Weise als Gegenwartswissenschaft zu konzipieren, muss zugleich die Frage aufwerfen, wie es überhaupt um die Wissenschaftlichkeit dieser universitär institutionalisierten Disziplin steht. Rüsen hat diesbezüglich klare, an Droysen orientierte Vorstellungen, wenn er Heuristik, Kritik und Interpretation als methodische Schritte markiert, die den Erkenntnisanspruch von Geschichte als Wissenschaft fundieren ((18-19)). Seine aktuelle Zustandsbeschreibung sieht jedoch weniger erfreulich aus, wenn Rüsen schreibt, dass sich diese Tradition einer an der Methodik interessierten Historik inzwischen verflüchtigt habe, und dass *linguistic turn* und postmoderne Theorien mit ihren „antirationalistischen Vorurteilen und relativistischen Konsequenzen“ ((Anmerkung 7)) daran nicht unschuldig seien.

((7)) Auch hier lässt Borges wieder grüßen, wenn bestimmte theoretische Ansätze, hören sie nun auf den Namen Postmoderne, Konstruktivismus, *linguistic turn* oder Diskurstheorie, als Zumutungen empfunden werden und für Verunsicherung sorgen können. Damit weisen sie auf einen methodischen Bereich hin, der mir bei Rüsen in der Tat zu kurz kommt, und zwar das Moment der Selbstreflexivität. Soll heißen: Geschichte als erzählende und wissenschaftliche

Praxis hat sich immer selbst kritisch bei dem zu beobachten, was sie tut, wenn sie etwas tut. Ergebnis einer solchen Betrachtung sollte nicht nur eine Historiographiegeschichte sein, wie sie längst etabliert ist und vielfach betrieben wird, sondern sollte vielmehr die Einsicht in die Kontingenz geschichtswissenschaftlicher Vorgehensweisen sein. Diese Kontingenz lässt sich nicht bändigen, schon gar nicht bewältigen. Sie kann nur akzeptiert und als integraler Bestandteil in das eigene Tun integriert werden. Umgeht man jedoch diese – meines Erachtens unvermeidbare – Kontingenz geschichtswissenschaftlicher Praxis, besteht die Gefahr einer Essentialisierung von ‚Geschichte‘. Dann kann ‚Geschichte‘ zu einem Außen werden, zu einem externen Referenten, auf den man sich als fraglos gegebenes Gegenüber beziehen zu können meint.

### 3. Essentialisierung

((8)) Rösen scheint in seiner Argumentation zwei Ziele gleichzeitig zu verfolgen, nämlich einer solchen Essentialisierung zu entgehen, ohne die Eigenständigkeit und Äußerlichkeit von ‚Geschichte‘ aufzugeben. ‚Geschichte‘ tritt bei ihm weiterhin als eigenständiges Agens auf, welchem der Mensch in gewisser Weise passivisch unterworfen ist. Deutlich wird dies anhand mehrerer Einerseits-andererseits-Argumente, bei denen geschichtstheoretische Überlegungen jüngeren Datums zwar akzeptiert, zugleich aber mit geschichtsphilosophischen Positionen konfrontiert werden ((24-25; 28-29; 47-48)). Auf diese Weise wird die Verortung der Geschichte zwar teilweise in der kulturellen Produktivität des Menschen fundiert, aber zugleich wird sie unabhängig davon gedacht und somit zumindest partiell essentialisiert.

((9)) Ich hege die Vermutung, dass es kein Zufall ist, wenn es sich bei Rösens großer dreibändiger Historik aus den 1980er Jahren im deutschsprachigen Raum um den – soweit ich sehe – bisher letzten systematischen Versuch in dieser Richtung handelt. Dieser Umstand ist bezeichnend für die Situation geschichtstheoretischer Debatten, nicht weil er ein Indiz für das Fehlen der ‚richtigen‘ Person wäre, die eine neue Historik formulieren könnte, sondern weil – ob ausgesprochen oder nicht – die Voraussetzungen dafür fehlen. Die Sicherheit eines einheitlichen Referenten ‚Geschichte‘ ist verloren gegangen, und damit wohl auch die Möglichkeit entsprechender theoretischer Entwürfe.

((10)) Man muss dies aber nicht als Mangel thematisieren, sondern könnte es auch als Gewinn ansehen. Der Gewinn bestünde beispielsweise in einer Pluralität der Perspektiven und in einer Vielzahl potentieller sowie aktualisierter Wirklichkeiten, die mehr oder weniger vernetzt parallel zueinander existieren und dadurch Optionen eröffnen. Und der Gewinn bestünde ebenso in einer Zunahme an Komplexität, die keineswegs einschüchternd wirken muss, sondern Möglichkeiten zu einer halbwegs adäquaten Beschreibung unserer Welt bietet.

((11)) Daher fällt es mir auch schwer, einem Gedankengang Rösens zu folgen, der meines Erachtens einen weiteren Beleg für die tendenzielle Essentialisierung darstellt, nämlich die

Identifizierung dessen, was er „das gemeinsame Humanum“ nennt, das vor aller Differenzierung anzusetzen sei ((51)). Die Suche nach anthropologischen Fundierungen, nach allgemeinen, humanen Qualitäten, wie Rösen das bezeichnet, mag ein interessantes und ehrenwertes Unterfangen sein, birgt aber im Fall historischer Betrachtungen einmal mehr die Gefahr, Überzeitliches ausfindig machen zu wollen, an den Grund ‚der Geschichte‘ zu stoßen, um dort deren ‚Eigentlichkeit‘ zu entdecken. Ich würde dieser Suche nach der Identität von ‚Geschichte‘ die Position einer grundsätzlichen Pluralität entgegenstellen wollen, allein schon weil der Blick der historischen Betrachtung immer auch auf sich selbst gerichtet bleiben muss.

### 4. Unvordenklichkeit

((12)) Wie weit aber kann man die Historisierung treiben? Ich würde behaupten wollen, gar nicht weit genug. Rösen macht demgegenüber an einer bestimmten Stelle halt, definiert eine Grenze, an der angeblich eine Unverfügbarkeitsschwelle wirksam wird. Dahinter wartet eine ‚Geschichte‘, der eine Eigenmächtigkeit und Eigenwirksamkeit zukommt. Rösen spricht von der „historischen Erfahrung an sich“ ((62)), von der Vergangenheit, die „immer schon da“ sei, von „gegenwärtiger Vergangenheit, gewordener Geschichte, vorgegebener Sinnhaftigkeit.“ ((64)) Wer aber zeichnet für diese vorgegebene Sinnhaftigkeit verantwortlich? Wir haben es nämlich mit höchst menschlichen Produkten zu tun, weshalb es auch angemessener wäre, nicht von einem „Gewordensein der gegenwärtigen Lebensumstände“ ((64)) zu sprechen, sondern von deren Gemacht-worden-sein. Zu diesem Gemacht-worden-sein gehören auch die spezifischen Relationen, die eine Gegenwart mit ‚ihrer‘ Vergangenheit eingeht. Diese sind sicherlich nicht gänzlich willkürlich, aber sie sind auch nicht in dem Maße determiniert, wie Rösen das evoziert. Durch die Betonung der Vorgegebenheit wird den jeweils Gegenwärtigen das Heft des Handelns aus der Hand genommen. Rösen will daher den „eigene[n] zeitliche[n] Prozess des historischen Sinngeschehens bedenken. In ihm ereignet sich historischer Sinn im pragmatischen Wechselverhältnis von Vorgabe und Eingabe, von Konstruiertheit und Konstruktion. In ihm wirken Vergangenheit als Vorgabe und Zukunft als Aufgabe schlechthin gegenwärtig zusammen; sie sind eins im Geschehen der historischen Sinnbildung. Erst im Nachhinein lässt sich dieser Prozess als historischer wahrnehmen und deuten.“ ((83)) Der Mensch kommt hier als Akteur erst dann vor, wenn es um die nachträgliche Aufarbeitung dessen geht, was schon längst geschehen ist. Dieses Es, das da geschieht und auf den Namen ‚historischer Sinn‘ hört, wirkt in der vorliegenden Form reichlich dehumanisiert, weshalb es auch nur konsequent ist, dieses „Sinngeschehen“ als ‚unvordenklich‘ und sogar als ‚vorgeschichtlich‘ zu bezeichnen ((84)).

((13)) Das einzige, was sich damit jedoch der Verfügbarkeit entzieht, sind Rösens Prämissen. Denn in dieser Form eine Eigenmächtigkeit der ‚Geschichte‘ zu postulieren und damit aus dieser ‚Geschichte‘ ein eigenständiges historisches Agens zu machen, ist nichts weiter als eine Setzung, die Rösen vornimmt.<sup>2</sup> Diese Setzung wird invisibilisiert, indem Rösen sie als das Unvordenkliche der Geschichte bezeichnet

und dem menschlichen Zugriff entzieht. Der Kernbestandteil von ‚Geschichte‘ wird auf diese Weise enthistorisiert, mit dem paradoxen Effekt, dass das einzig Ungeschichtliche in dieser Geschichtstheorie – die ‚Geschichte‘ selbst ist.

((14)) Notwendig wäre aber vielmehr die Frage nach der Geschichte des Unvordenklichen. Es kann also nicht darum gehen, Unverfügbarkeitsbereiche auszuflaggen und damit Verantwortung abzugeben. Stattdessen müssten Diskurse untersucht und historisiert werden, die grundlegende Bereiche des überzeitlich Gültigen und damit des grundsätzlich Unhistorischen einzuhegen versuchen. Warum fällt es so schwer, die Wirklichkeit als kontingentes Menschenprodukt zu akzeptieren, dem kein weiteres Fundament mehr zugrunde liegt? Warum immer wieder die Konstruktion von übergeordneten oder vorgelagerten Instanzen, die dem menschlichen Zugriff entzogen bleiben? Warum müssen es immer wieder wabernde Weltgeister unterschiedlicher Gestalt und unterschiedlichen Namens sein, die als überhistorische Marionettenspieler auftreten?

### 5. Historizität der Historie

((15)) Des Weiteren stellt sich die Frage nach der Historizität der Historie. Historische Denk- und Erklärungsweisen sind nämlich keineswegs so selbstverständlich und quasi ‚naturnotwendig‘, wie wir uns das gemeinhin vorstellen und wie es sich in einer westlich-europäischen Tradition als nahezu ‚unvordenklich‘ herausgebildet hat. Nicht nur die ethnologische Sicht, auch der Blick in die europäische Geschichte kann darüber belehren, wie voraussetzungsreich die Idee von ‚Geschichte‘ ist. Die Historisierung ist in ihrer aktuell dominierenden Form eine auf spezifisch abendländische beziehungsweise westliche Formen zurückzuführende Technik der Wirklichkeitsproduktion. Die Tatsache, dass unsere gegenwärtigen Wirklichkeiten zu einem erheblichen Grad dem historischen Modus unterliegen, sich also zum Zweck der Selbstvergewisserung historisch fundieren, lässt (mindestens) zwei Schlussfolgerungen zu. Erstens liegt unter der Oberfläche dieser Wirklichkeiten kein letztbegründendes Fundament, kein Gott und kein Ursprung, sondern diese Wirklichkeiten haben keine andere Basis als ihre Historizität. Zweitens ist aber auch diese Historizität nicht quasi naturgegeben (sonst wäre sie ja das möglicherweise gesuchte Fundament), vielmehr zeigt sie nur den abendländischen Modus der Wirklichkeitsproduktion an, der eben zu einem ganz erheblichen Maß historisch organisiert ist. Wir haben es also nicht mit Geschichte an sich zu tun, sondern immer nur mit Geschichte für uns.

((16)) Vielleicht sind wir damit am Ende der Argumentationsmöglichkeiten über die Grundlagen von ‚Geschichte‘ angekommen, um festzustellen, dass sich an ihrem Bodensatz nichts anderes befindet als Geschichte, oder genauer formuliert: nichts anderes als unser kulturell und historisch spezifisches Konzept von Historizität. Unsere Möglichkeiten, aus den selbst fabrizierten Symbolwelten, Bedeutungsuniversen, Diskursen und Kulturen (nennen Sie es, wie Sie möchten) auszubrechen, sind stark eingeschränkt. Es ist nicht nur so, dass wir über ‚Geschichte‘ immer nur in der Geschichte

(also historisch spezifisch) reden können, sondern wir können das auch immer nur mittels Kategorien tun, die ihrerseits historischen Charakter haben.

((17)) Was mich zu Borges zurückführt und dem naheliegenden Einwand, dessen literarische Beispiele hätten nichts mit Geschichtsschreibung zu tun. Wirklich nicht? Sind wir denn in unserer Beschäftigung mit ‚Geschichte‘ in einer grundsätzlich anderen Situation? Wo landen wir denn bei unseren Suchen nach historischen Gegenständen, außer bei anderen Beschreibungen, Narrativen, Erzählungen, Repräsentationen, Geschichten?

((18)) Nicht dass es ‚Geschichte‘ gibt, ist das Verwunderliche und zu Befragende, sondern wie es sie gibt. Und es gibt sie tatsächlich niemals außerhalb von Geschichten, die sich Menschen erzählen, wie elaboriert und methodisch kontrolliert es dabei auch immer zugehen mag. Ist die Geschichte also tatsächlich ein unendliches Buch, in dem Menschen schreiben und lesen und zugleich selbst aufgeschrieben und gelesen werden? Gibt es also, um den berühmt-berüchtigten Satz von Derrida zu zitieren, tatsächlich kein Text-Äußeres?<sup>24</sup> Wenn man Derridas These im Zusammenhang liest, kann man ihm nur zustimmen, denn er betont, dass es nicht um die Negation einer außertextlichen Wirklichkeit geht, sondern dass die Behandlung dieser Wirklichkeit immer nur auf andere Texte geleitet wird. Für ‚die Geschichte‘ trifft diese Argumentation in besonderem Maß zu. Oder versuchen Sie doch einmal, sich ohne Zuhilfenahme zeichenhafter Systeme auf die Vergangenheit zu beziehen...

### Anmerkungen

- 1 Jorge Luis Borges: Inquisitionen. Essays 1941-1952, Frankfurt a.M. 1992, 59.
- 2 Johann Gustav Droysen: Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte, hg. v. Rudolf Hübner, Darmstadt 1974, 20; Paul Veyne: Geschichtsschreibung Und was sie nicht ist, Frankfurt a.M. 1990, 14f.
- 3 Vgl. Siegfried S. Schmidt: Geschichten & Diskurse. Abschied vom Konstruktivismus, Reinbek bei Hamburg 2003, 25-28.
- 4 Jacques Derrida: Grammatologie, Frankfurt a.M. 1983, 274.

### Adresse

Prof. Dr. Achim Landwehr, Universität Düsseldorf, Institut für Geschichtswissenschaften, Universitätsstraße 1, D-40227 Düsseldorf  
landwehr@phil.hhu.de